



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Die Kaiserpolitik des Mittelalters

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

war schon ein verheißungsvoller Anfang in dieser Richtung. Es wird eben noch schlimmer werden müssen, ehe diese Notwendigkeit von breiten Schichten des Volkes anerkannt wird. Daß es aber auch wirklich noch schlimmer werden wird, daran besteht für uns leider kein Zweifel. Kein geordnetes zivilisiertes Staatswesen kann auf die Dauer dieses Wahlrecht aushalten, weil es von Grund aus roh, kultur- und autoritätsfeindlich ist. Kein Reich kann bestehen, das das öffentliche Leben an einer der wichtigsten Stellen der Demagogie ausliefert, auch wenn es ein so starkes Gegengewicht in einer festbegründeten Monarchie und in wohlbewährten konservativen Einrichtungen und Anschauungen besitzt wie Deutschland.



## Die Kaiserpolitik des Mittelalters

Von Otto Kaemmel



lesen wird es noch in der Erinnerung sein, daß bei der Erneuerung des deutschen Kaisertums in Norddeutschland ein gewisser Widerspruch gegen den Kaisertitel hervortrat. H. v. Treitschke gestand wohl zu, daß er unvermeidlich sei, hätte aber lieber gesehen, wenn sich die stärkste europäische Macht in stolzer Bescheidenheit mit dem Titel „deutscher König“ begnügt hätte, und G. Freytag gab derselben Empfindung sogar poetischen Ausdruck, hielt auch diese Äußerung für wichtig genug, sie noch fast zwanzig Jahre nachher in seiner letzten Arbeit: „Kronprinz Friedrich und die deutsche Kaiserkrone“ nochmals abdrucken zu lassen. Die Freude über das neue Kaisertum regte sich weit mehr außerhalb Preußens als in Preußen.

Es war das teilweise noch ein Nachklang jenes wissenschaftlichen Streites, der namentlich in den fünfziger Jahren über die Bedeutung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters zwischen unsern ersten Historikern geführt worden war. Während die einen, wie Giesebrecht, Waig und Ficker, an der überlieferten Auffassung festhielten und demnach das mittelalterliche Kaisertum als einen Stolz der Nation betrachteten, wollte H. v. Sybel nur das Verderbliche sehen, das sich unleugbar mit der Kaiserpolitik verbunden hat, und noch in seiner Einleitung zur „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ klingt dieser Grundton durch.

An sich ist eine solche Erscheinung gewiß höchst merkwürdig. In England z. B. wäre ein so zwiespältiges Urteil über die normännische Eroberung gewiß unmöglich. Es beruht auch in Deutschland wesentlich darauf, daß die Entwicklung unsers Volkes keine ungebrochene gewesen ist. Und wann tauchte

überhaupt jene abgünstige Beurteilung der mittelalterlichen Kaiserpolitik zuerst auf? In jenen Jahren, wo die große volkstümliche Einheits- und Freiheitsbewegung von 1848/49 soeben kläglich gescheitert war. Mit nagendem Schmerze erfüllte es damals die Patrioten, daß dies große Deutschland als Ganzes so gar nichts bedeuete, so tief herabgesunken sei von seiner alten Höhe. Man suchte nach Gründen, und man fand sie vor allem in jenen Römerzügen, die immer wieder, so sagte man, die besten Kräfte der Nation nutzlos auf italienischen Schlachtfeldern und vor den Mauern italienischer Städte vergendete, darüber die Heimat vernachlässigt, die wichtigsten Ziele außer Augen gelassen hätten. Kein Wunder, daß man sie mit einer gewissen vorwurfsvollen Schärfe verurteilte. Aber jene Zeit tiefer Verstimmung liegt längst hinter uns. Was sie schmerzlich entbehrte und heiß ersehnte, das besitzen wir seit zwei Jahrzehnten, und das Urteil über unsre verworrene Vergangenheit hat sich leidenschaftsloser und unbefangener gestaltet. Auch in der Beurteilung der vielgeschmähten und vielgepriesenen Kaiserzeit hat sich im Stillen eine Wandlung vollzogen. Wohl hat sich die Fülle des Stoffes seitdem gewaltig vermehrt, aber nicht darin liegt zunächst der Anstoß zu dem Umschwunge. Denn die Natur dieses Materials hat sich mit seiner Vermehrung nicht verändert, und eben in dem Wesen der Geschichtschreibung des deutschen Mittelalters liegt eine Hauptschwierigkeit, zu einem festen Urteile zu gelangen.

Nicht, daß diese mittelalterlichen Historiker der Fähigkeit entbehrten, anschaulich und lebendig zu schildern, die bessern von ihnen können das sehr wohl; was sie gewissermaßen lähmt, das ist eine eigentümliche Befangenheit der Auffassung. Es sind alles Geistliche, sie stehen also bewußt oder unbewußt unter dem Banne der kirchlichen Weltanschauung, diese aber beruhte auf der Idee des Augustinischen Gottesstaates. Die Kirche ist das Gottesreich, die Welt schlechthin das Reich der Sünde; der Staat, der von dieser Welt ist, gilt deshalb nur für einen Organismus niedrer Ordnung und hat nur insoweit Berechtigung, als er dem Gottesreiche, der Kirche dient. Diesen Staat aber konnten sich die mittelalterlichen Historiker schlechtweg nur in der Form des römischen Reiches denken, das deutsche Reich erschien ihnen nur als seine Fortsetzung. So entspricht es der Vorstellung von den vier einander ablösenden Weltmonarchien, deren letzte, die römische, nach der Weissagung im Buche Danielis Kap. 7 dauern sollte bis ans Ende der Dinge. Was nicht in diese Schablone hineinpaßte, das gab es für die mittelalterliche Geschichtschreibung nicht. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Auffassung jede sachgemäße Beurteilung der Dinge und Menschen unmöglich machte. Die ganze Geschichte löst sich in eine Reihe persönlicher, im Grunde zielloser Erlebnisse und Konflikte auf, und den tiefern, in den Verhältnissen liegenden Beweggründen der Handelnden nachzuspüren kommt dem Darsteller kaum in den Sinn. Daß jedes Volk bestimmte Entwicklungsstufen durchzumachen hat und von diesen aus beurteilt werden

muß, dieser uns so selbstverständliche Gedanke vollends begegnet bei keinem der mittelalterlichen Historiker. So entbehren alle diese kraftvollen Herrschergestalten, die sie uns vorführen, des tiefen Hintergrundes der Zeitverhältnisse.

Freilich war diese Aufgabe den Geschichtschreibern auch dadurch erschwert, daß sie einem Volke von niederer Kulturstufe angehörten und somit auf eine noch zu kurze Erfahrungsreihe zurückfahen. Es kann wohl eine höhere Kulturstufe die Eigentümlichkeiten einer niedern würdigen, die sie ja in sich aufgenommen hat, nicht aber die niedere die einer höhern. Diese historischen Darstellungen erinnern daher einigermaßen an die Bildwerke des frühern Mittelalters mit ihren Verzeichnungen und ihrem gleichförmigen Goldgrunde. So wenig sie von den Menschen ihrer Zeit eine wahrhaftige Vorstellung geben, so wenig ist es möglich, aus mittelalterlichen Historikern allein ein richtiges Bild der Menschen und Ereignisse zu gewinnen.

Erst das eindringende Studium der Verfassungs- und vor allem der Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters auf Grund zahlloser Urkunden, die einen bestehenden Zustand innerhalb eines vielleicht nur kleinen Kreises scharf beleuchten, hat eine neue sichere Grundlage für die Beurteilung mittelalterlicher Verhältnisse und mittelalterlicher Politik geschaffen, wie sie zuerst der allzufrüh (1880) verstorbene R. W. Nitzsch in Berlin in seiner leider unvollendet gebliebenen „Deutschen Geschichte“ versucht hat. Von solchen Gesichtspunkten aus läßt sich die deutsche Kaiserpolitik ganz objektiv begreifen und würdigen. Wir fragen daher zuerst: Was hat unsere deutschen Könige zu ihrer Kaiserpolitik getrieben, und wie hat die Nation zu ihr gestanden?

Fassen wir da zunächst das Wesen unsers mittelalterlichen Reiches ins Auge. Es war durchaus nicht hervorgegangen aus einer mächtigen nationalen Bewegung wie das heutige, sondern es beruhte auf einer Ordnung, die den deutschen Stämmen durch die Unterwerfung unter die Könige der Franken, also von außen her auferlegt worden war. Eine höhere Idee brachte erst Karl der Große in diese aus germanischen und romanischen Bestandteilen bunt zusammengesetzte Ländermasse. Sein Reich sollte die abendländischen Völker zwischen Ebro und Elbe zu einer staatlich-kirchlichen Einheit zusammenfassen. Auch diese Idee kam von außen, sie erwuchs aus der römisch gebildeten Umgebung des Königs und aus den Bedürfnissen des römischen Papsttums; sie verband sich daher von Anfang an mit der Vorstellung, daß sie verwirklicht werden könne nur durch die Wiederherstellung der zerbrochenen Formen des römischen Reiches und Kaisertums. Denn so mächtig war der Eindruck der altrömischen Herrlichkeit auf die empfänglichen Seelen der germanischen Völker gewesen, daß die Idee auch den Untergang des Reiches überdauerte, und sie verschwand auch nicht, als das karolingische Reich zerfiel. Damit wurden die deutsch gebliebenen Stämme zum erstenmale ein selbständiges politisches Ganze. Das war jedoch nicht etwa das Ergebnis einer nationalen Erhebung, sondern einer dynastischen

Teilung. Nicht die Interessen der einzelnen Nationen siegten damals über das Weltreich — denn es gab noch gar keine Nationen in unserm Sinne —, sondern der, modern gesprochen, durch und durch partikularistische Laienadel triumphirte über die Hierarchie, die die von ihr geschaffene Reichseinheit behaupten wollte. Erst allmählich drang das Bewußtsein durch, daß die Trennung dauernd sei, damals nämlich, als der deutsche Zweig des karolingischen Hauses ausstarb. Zudem damit Deutschland zugleich staatsrechtlich ein Wahlreich wurde, verschwand auch der alte fränkische Grundsatz, das Reich wie ein Erbgut des Königshauses zu behandeln und also unter Umständen zu teilen; die Gesamtheit der deutschen Stämme fühlte sich jetzt wirklich als ein zusammengehöriger Körper. Der gewaltigste König des sächsischen Hauses, Otto I. der Große, ging dann noch einen Schritt weiter; er versuchte es, die Stammesgewalten zu brechen, die Stammeskönige, die Herzoge, zu seinen absehbaren Statthaltern zu machen. Es gelang nur vorübergehend. Und eben deshalb war es Otto I., der die Kaiserpolitik Karls des Großen wieder aufnahm.

Noch immer war dies Ideal in der Geistlichkeit lebendig; aber der schlechthin zwingende Beweggrund lag in dem Verhältnis des deutschen Königtums zur Kirche, und dies beruhte wieder auf dem ganzen Kulturzustande Deutschlands, also auf übermächtigen Verhältnissen, die keines Menschen Wille zu ändern vermochte. Jene Stammesgewalten waren auf die Dauer nicht zu brechen, weil sie durchaus volkstümlich waren. Selbst Otto I. mußte es erfahren, daß seine nächsten Angehörigen, die er zu Herzogen machte, sofort von dem Sondergeiste der Stämme ergriffen wurden. Und neben den Herzogen standen zahllose lokale Gewalten, ein nicht wie in Frankreich und später im normännischen England durch Eroberung aufgepfropfter, sondern wurzelechter Adel, der mit dem Boden seiner Heimat fest verwachsen war und immer neue Kraft aus ihm zog. Weiter lag Deutschland noch vollständig im Banne der Naturalwirtschaft; es war ein reines Bauernland, ohne selbständiges Gewerbe, ohne erheblichen Handel, denn jedes Dorf, jede Großgrundherrschaft genügte sich noch selbst. Der König konnte also seine Beamten und Krieger nur besolden, indem er ihnen Landbesitz überwies, also ihnen sozusagen das Kapital statt der Zinsen ausantwortete, und nicht anders konnten wiederum diese großen Beamten verfahren. Daraus ergab sich eine so weitgehende Selbständigkeit dieses Krieger- und Beamtentums, wie wir sie uns heute kaum vorstellen können. Sie wurde durch einen zweiten Umstand nur noch gesteigert. Zu Beamten konnte der König nur Angehörige der Landschaft machen, die sie regieren sollten, denn nur solche Männer fanden den nötigen Gehorsam und waren des Stammrechts kundig, nach dem sie richten sollten. Also eben die örtlichen Gewalten, die ihm widerstrebten, mußte der König noch durch seine königliche Autorität verstärken. Daraus ergab sich mit Notwendigkeit die Erblichkeit der Reichsämtler. Erbliche Ämter aber verlieren unfehlbar den Amts-

Charakter, also ihr Wesen. Die Reichsämtler wurden ein Zubehör der Großgrundherrschaften, ungefähr wie später in kleinern Verhältnissen die Patrimonialgerichtsbarkeit den Grundherren eben als solchen zufiel; die privatrechtliche Auffassung ersetzte also die staatsrechtliche. Die großen Reichsbeamten wurden zu Fürsten.

Dieser ganze Laienadel war nun erfüllt von Sonderinteressen, die Sorge um Besitz und Recht beherrschte ihn völlig, ein eigentliches Pflichtgefühl gegenüber dem Reiche besaß er nicht; was ihn mit dem Könige zusammenhielt, war nur noch die Lehnspflicht, also ein privatrechtliches, persönliches Verhältnis. Eine mächtige, kriegerische, unruhige, selbstsüchtige Aristokratie bildete somit den herrschenden Stand des Reiches. Mit solchen Elementen läßt sich ein großer Staat nicht zusammenhalten. Wenn dies den normännischen Königen seit 1066 in England, also in viel engeren Grenzen gelang, so lagen dort die Verhältnisse ganz anders als in Deutschland. Denn dieser normännisch-französische Adel hatte gar keinen Zusammenhang mit dem englischen Boden und dem angelsächsischen Volkstume; er verdankte seinen Besitz lediglich der königlichen Beleihung und wurde durch die zwingendste Not, durch das eiserne Gebot der Selbsterhaltung gedrängt, fest mit der Krone zusammenzustehen gegen die unterworfenen Angelsachsen. Das deutsche Reich wäre völlig zerfallen, wenn die Könige nicht außerhalb des Laienadels staatserkhaltende Kräfte gefunden hätten:

Diese fanden sie in der Kirche. Die Hierarchie war königlich und reichstreu, weil sie in der Krone den besten Schutz gegen die Habgier des Laienadels fand, und weil in ihr die karolingisch-römische Tradition noch fortlebte. Sie war sodann eine gewaltige, eng geschlossene Körperschaft, bei aller Selbstsucht der Einzelnen doch erfüllt von großen Idealen und von einem Bewußtsein hoher Pflichten, wie es damals die Laien gar nicht kannten, endlich im Alleinbesitze der höchsten Bildung ihrer Zeit, alles im allem demnach die Vertreterin einer höhern Kultur inmitten einer noch jugendlich rohen Umgebung. So schloß sich der engste Bund zwischen den Ottonen und der Kirche. In immer wachsendem Umfange übertrugen die Könige den Bischöfen und Rechtsäbten Reichsgüter und Hoheitsrechte. Dafür wuchsen andererseits die Leistungen der Kirche für den Reichsdienst. Das Reichsheer bestand zur guten Hälfte aus den ritterlichen Aufgebotten der geistlichen Herren; die Bischöfe und Äbte waren in erster Linie Reichsbeamte, und der wandernde königliche Hof lebte mit seinen Tausenden von Menschen und Pferden zu einem guten Teile von den Lieferungen der Kirche. Dies Verhältnis war aber nur aufrecht zu erhalten, wenn der König die Bistümer und Reichsabteien frei besetzte, wenn er die Investitur ausübte. Ihm diese Investitur nehmen zu wollen, das war soviel als einem modernen Monarchen das Ernennungsrecht seiner Beamten zu bestreiten. Indem der unglückliche Heinrich IV. für sein Investiturrecht kämpfte, verteidigte er die damals einzig mögliche Form der Reichsverfassung, also den Bestand des Reiches selber,

und die bedeutendste Leistung der Reichspolitik Friedrich Barbarossas ist es, daß er diese Verbindung zwischen Königtum und Kirche, also die alte Reichsverfassung der Ottonen, wieder hergestellt und behauptet hat. Die deutsche Hierarchie stand dabei fast durchweg auf der Seite ihres Königs.

Aus dieser Reichsverfassung ergab sich mit zwingender Notwendigkeit der Gedanke, das vornehmste Bistum des Abendlandes, das römische, vom deutschen Königtum ebenso abhängig zu machen, wie jedes andere. Denn nur, wenn jeder Zwiespalt zwischen der obersten Leitung der abendländischen Kirche und dem deutschen Königtum unmöglich gemacht war, konnte der König seiner Bischöfe wirklich sicher sein, da sie doch niemals aufhörten, Glieder der allgemeinen Kirche, Untergebene des Papsttums zu sein. Das Papsttum aber vermochte der deutsche König nur als Herr Roms und Italiens, d. h. als römischer Kaiser zu beherrschen. So entsprang die Kaiserpolitik nicht aus dem Ehrgeiz eroberingelustiger Herrscher, sondern sie ergab sich als letzte Schlußfolgerung aus den Kultur- und Verfassungszuständen Deutschlands, und die römische Kaiserkrone war der unentbehrliche Schlußstein des deutschen Verfassungsgebäudes. Gewiß kann man sagen: die deutsche Einheit des Mittelalters kam zu früh, ehe die Nation dafür noch reif war; aber wenn sie einmal bestand und erhalten bleiben sollte — und wie hätte das Königtum sie aufgeben dürfen! —, so konnte sie nur mit den Mitteln der Kaiserpolitik erhalten werden.

Wie aber stand die Nation zu dieser Politik? Sehen wir zunächst, wer denn damals die deutsche Nation im politischen Sinne war. Sicher nicht die Masse des deutschen Volkes, die Millionen freier oder abhängiger Bauern. Diese sahen über den Kreis ihrer Gemeinde, ihres Hofrechts, allenfalls ihres Stammes nicht hinaus, waren übrigens keine Krieger mehr, wie in der Urzeit, sondern als Nährstand streng geschieden von dem ritterlichen Wehrstande und dem geistlichen Lehrstande. An der großen Politik nahmen sie fast nur einen leidenden Anteil. Die Nation im politischen Sinne bildeten also nur die leitenden Stände, der Laienadel und die Geistlichkeit, etwa wie in Polen noch im achtzehnten Jahrhundert, das eben deshalb zu Grunde ging, weil es in der neuen Zeit ein mittelalterliches Gemeinwesen geblieben war. Daß nun die Geistlichkeit für die italienische Politik ihrer Könige eintrat, entsprach ihrer schon erörterten Stellung. Denn die Einheit des christlichen Abendlandes war und blieb ihr Ideal, der Papst galt ihr als der oberste Bischof der Reichskirche. Die schneidigsten Verfechter der italienischen Politik Friedrich Barbarossas waren zwei deutsche Erzbischöfe, Rainald von Köln und Christian von Mainz. Und der Adel, die Ritterschaft? In diesen Massen lag eine unendliche, überquellende, schwer zu beherrschende Kraft, und wie es in jedem jugendlich unreifen Volke zu geschehen pflegt, richtete sich ihre Neigung wesentlich nach außen. In diesem Kraftbewußtsein hat der deutsche Adel die Slawenländer östlich von der Elbe, Preußen und Livland erobert, zum guten Teil auf eigne Faust, nicht unter der Leitung der

Krone; es war nur eine andre Äußerung dieser Thätigkeit, wenn er nach Italien zog. Wie wäre auch der deutsche König in stande gewesen, diese unabsehbaren Geschwader schwerer Eisenreiter auf Märschen, an die man heute im Zeitalter eines riesig entwickelten Verkehrs kaum zu denken wagt, immer und immer wieder vom Herzen Deutschlands aus bis nach Rom und Neapel und schließlich bis nach Palermo zu führen, wenn diese Ritterschaft nicht freudig ins Feld gegangen wäre! Und warum sollte sie es nicht? In Gefahr und Tod zu gehen war der Beruf und das Vorrecht des ritterlichen Standes, und wo lagen größere, lockendere Preise vor der Spitze seines siegreichen Schwertes als im Süden der Alpen? Dort in Italien winkten ein milderer Himmel, ein reicheres Dasein, heißer Wein und schöne Frauen, Beute, Aunter und Lehen. Auf seine treue schwäbische Ritterschaft baute Friedrich Barbarossa sein italienisches Reich, und seit Heinrich VI. mit ihr das normännische Neapel und Sicilien erobert hatte, regierten deutsche Ritter auch den ganzen Süden der Halbinsel und das herrliche Eiland der Ceres. Was kümmerte sie, ob das Volk ringsum fremdländisch war in Sprache und Sitte? Was der gemeine Mann sprach und dachte, darnach fragte in diesem hocharistokratischen Mittelalter niemand, und dieselben oder ähnliche Verhältnisse fand der deutsche Edelmann auch in den unterworfenen Slavenländern. Mit abweisendem Stolze, mit dem Hochgefühl unüberwindlicher kriegerischer Kraft stand diese glänzende, siegewöhnte deutsche Ritterschaft den Völkern des Südens und Ostens gegenüber. Es war genau dasselbe Verhältnis und genau ebenso berechtigt, wie wenn die französischen Normannen England unterwarfen, oder der französische Adel im mohammedanischen und griechischen Morgenlande seine Herrschaft begründete.

Soweit wir die Litteratur dieser Zeit überschauen, steht sie auf dem Standpunkte des weltbeherrschenden Kaisertums. Nicht bloß die geistliche Geschichtsschreibung faßt das deutsche Reich schlechtweg als eine Erneuerung des römischen auf, sondern auch der einzige Dichter des deutschen Mittelalters von wirklich nationalem Pathos, Walther von der Vogelweide, denkt nicht anders. In begeisterten Versen rühmt er die Zeit Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI., in die seine eignen Jugenjähre fielen:

Ich sah vormals den glücklichen Tag,  
Da unser Ruhm war gemein allen Zungen.  
Wo ein Land uns nahe nur lag,  
Das hat um Frieden, sonst ward es bezwungen.

Nationale Größe und Weltherrschaft fielen auch für diesen deutschesten aller mittelalterlichen Dichter in eins zusammen.

Nur zweimal ist ein ernsthafter Widerstand von Deutschland aus gegen die italienische Politik der Kaiser erhoben worden, aber keineswegs deshalb, weil sie an sich als undeutsch erschienen wäre, sondern aus ganz andern Gründen. Gegen Ottos III. phantastische Pläne rührten sich die Deutschen, weil er Italien

anstatt Deutschlands zum herrschenden Lande seines Reiches zu machen gedachte, und wieder gegen Friedrich II., den letzten Stauferkaiser, weil er die deutsche Ritterschaft aus ihrer Herrscherstellung im Süden der Alpen verdrängte und diese Lande von Einheimischen regieren lassen wollte.

Wenn also die Nation wirklich hinter der Kaiserpolitik stand und wenn diese sich folgerichtig aus den Zuständen Deutschlands ergab, so mögen ihre Ergebnisse und Folgen gewesen sein, welche sie wollen, historisch ist sie nicht nur erklärt, sondern auch gerechtfertigt.

Welches Ergebnis hat sie nun gehabt? Daß sie Italien nicht auf die Dauer mit Deutschland hat verbinden können, liegt ja auf der Hand. Freilich, bestehen etwa die Reiche noch, die Normannen und Franzosen in Süditalien, Syrien und Griechenland begründet haben? Die starken Burgen, die einst auf das blaue Mittelmeer und die Schneefetten des Libanon hinabschauten, liegen längst in Trümmern, und an jene Herrschaft der Abendländer erinnern heute nur noch einige kirchliche Stiftungen im heiligen Lande und der Name der Franken. Und wo ist die Verbindung zwischen England und Frankreich geblieben, die die Normannen und die Plantagenets geschaffen und dreihundert Jahre lang mit Strömen von Blut behauptet hatten?

Man spricht wohl vom nationalen Widerstande der Italiener gegen die deutsche Fremdherrschaft, und noch 1876 wurde in der Lombardei die Erinnerung an die Schlacht von Legnano 1176 als einen nationalen Sieg festlich begangen. Aber das war allzu modern gedacht. Eine italienische Nation, d. h. ein Gemeingefühl der Bevölkerung der Halbinsel gab es damals nicht. Der Süden hatte abwechselnd byzantinische und normännische Herrschaft ertragen und stand ganz abseits; höchstens im Botieflande, dem entwickeltsten Teile der Halbinsel, war ein nationaler Geist vorhanden. Aber auch hier ist das Kaisertum niemals auf einen geschlossenen Widerstand gestoßen. Die italienischen Bischöfe, oft deutscher Abkunft, hielten wie ihre deutschen Amtsgenossen fast stets zum Kaiser, und später, als sich die Städte zu kleinen Republiken ausgebildet hatten, kämpften sie untereinander mit erbitterter Feindschaft, und die eine Partei war immer gut kaiserlich. Auch nach dem Falle der Hohenstaufen hielt bekanntlich eine ganze starke Partei, die Ghibellinen, an den alten Hoffnungen fest, und dem ersten wirklichen Italiener, Dante Alighieri, erschien das Kaisertum eines Fremden als die Rettung aus unabsehbaren Wirren, als eine national-italienische Monarchie. Man wird also schwerlich behaupten können, daß die Kaiserpolitik in Italien auf einen eigentlich nationalen Widerstand der Italiener gestoßen sei.

Die Gründe dieses Gegensatzes liegen anderswo und tiefer. Es ist nicht zufällig, daß der Widerstand am zähesten ist und schließlich unüberwindlich wird, als ihn in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die lombardischen Städte aufnehmen. Zwei grundverschiedene Systeme der Verfassung und

der Wirtschaft treten sich hier gegenüber. Als Friedrich Barbarossa zum erstenmale über die Alpen kam, war er durch und durch von deutschen Anschauungen erfüllt. Noch immer herrschte in Deutschland ungebrochen die Naturalwirtschaft; es war noch immer ein Land der Burgen und Dörfer, der Kirchen und Klöster. Die Städte hatten nur die Bedeutung landschaftlicher Märkte und standen ohne wirkliche Selbstverwaltung, noch unter der Herrschaft meist geistlicher Herren; die Regierung der Landschaften lag überall in den Händen des Adels und der Geistlichkeit. In Oberitalien dagegen hatten sich seit dem Beginne der Kreuzzüge, die nicht zum geringsten Teile Handelskriege zwischen den italienischen Städten und den morgenländischen Mächten waren, Handel und Gewerbe rasch entwickelt und mit ihnen die Geldwirtschaft. Die Bischöfe waren längst aller weltlichen Macht entkleidet bis auf den von Rom, der Adel hatte sich den Stadtgemeinden angeschlossen, und diese selber hatten sich in kleine Republiken verwandelt, die zwar unter der Leitung eines städtischen Patriziats standen, aber doch auch die Zünfte der freien Handwerker zum Waffendienst heranzogen. Mit diesen Kräften hatten sie die ganze Landschaft ringsum unter ihre Botmäßigkeit gebracht und sich die königlichen Hoheitsrechte angeeignet. Aber dieser ganze Zustand war, rechtlich betrachtet, durchaus ungesetzlich, in mancher Beziehung geradezu anarchisch und war von den Kaisern niemals anerkannt worden. Dazu standen die deutschen Staatsmänner diesen neuen Verhältnissen, die sich jahrzehntlang ohne ihr Eingreifen entwickelt hatten, ohne jedes Verständnis, voll Abneigung und Geringschätzung gegenüber. Der erste deutsche Geschichtsschreiber der Zeit, ein Mann von der umfassendsten Bildung und von höchstem Adel, Bischof Otto von Freisingen, der Oheim Friedrich Barbarossas, schildert die Zustände der Lombardei richtig und scharf, kann aber offenbar nicht begreifen, daß auch Handwerker dort zum Rittergürtel zugelassen werden. Der Kaiser machte nun bekanntlich den Versuch, mit Hilfe des römischen Kaiserrechts, dessen Studium auf der Hochschule von Bologna er (1158) eine feste Grundlage gegeben hat, diesen ganzen Zustand zu brechen kraft seines ausschließlichen Gesetzgebungsrechts. Aber viel mehr noch als dieser Absolutismus, der den zwar gesetzlich nicht anerkannten, wohl aber natürlich erwachsenen gewohnheitsrechtlichen Verhältnissen geradezu ins Gesicht schlug, verletzte die Lombarthen der Inhalt dessen, was er forderte. Denn dies war nichts Geringeres als der Versuch, diese ganze ihm widerwärtige und unverständliche Stadtverfassung zu vernichten und die Lombarthen wieder in das von ihnen längst überwundene, aber in Deutschland noch vollkommen aufrecht stehende System der Lehnsdienste und Naturallieferungen hineinzuzwängen. Zum vollsten Ausdruck kam diese Absicht in der Zerstörung Mailands 1162, dem furchtbaren Akte einer Politik von brutaler Großartigkeit. Wenn sich nun die Lombarthen widersetzten, so fochten sie für ihre städtische Selbstverwaltung gegen einen ganz und gar unmitttelalterlichen Absolutismus, der auf einer rein theo-

retischen Rechtsauffassung beruhte, und für die Behauptung ihrer höhern Kultur gegen eine niedere; die kaiserliche Hoheit an sich bestritten sie gar nicht. Sie blieben insofern siegreich, als Friedrich seine Absicht, ihre Selbstverwaltung zu brechen und dem Lande eine Verfassung aufzuerlegen, die seinen wirthschaftlichen Verhältnissen widersprach, im Frieden von Konstanz 1183 schließlich aufgab. Aber indem er das that, hielt er doch seine kaiserliche Hoheit fest, entzog den meisten Städten ihr Landgebiet und schob das eigentümliche deutsche Pfalz- und Burgenystem bis nach Toskana vor, um die Stadtgemeinden und die wichtigsten Straßen zu überwachen. Fünzig Jahre hindurch haben seine Einrichtungen Bestand gehabt, kein schlechtes Zeugnis für ihre innere Berechtigung und Zweckmäßigkeit; die deutsche Ritterschaft, also ein weltliches Beamtentum, regierte in Verbindung mit der deutschen Hierarchie ein mitteleuropäisches Reich von der Nordsee bis an die Grenze Neapels. An dem Widerstande der Italiener ist also die Kaiserpolitik nicht einmal gescheitert; die deutschen Staatsmänner haben sich vielmehr mit den neuen Kultur- und Verwaltungsformen, die sich in Italien ausgebildet hatten, schließlich abzufinden gewußt.

Wie lange sich die so hergestellte Verbindung zwischen Deutschland und Oberitalien erhalten hätte, wenn nicht andere Umstände sie thatsächlich zersprengt hätten, ist eine überflüssige Frage. Genug, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts traten eben diese Umstände ein. Die deutsche Verfassung beruhte, wie schon ausgeführt worden ist, auf der Herrschaft des Königtums über die Kirche, und diese war nur gesichert durch die Unterordnung des Papsttums unter das Königtum. Wie nun, wenn sich das Papsttum dieser Unterordnung entzog? Mit dem Grundgedanken der mittelalterlichen Kirche war sie ohne Zweifel nicht vereinbar. Denn war die Kirche der Gottesstaat, die Welt und ihre Ordnung, der Staat, das Reich der Sünde, so mußte sich die Kirche folgerichtig von der weltlichen Ordnung lösen und diese sich selbst unterwerfen, die Könige und Fürsten zu Dienern der Kirche und ihres Oberhauptes machen. Nicht die Kirche war im Staate enthalten, sondern die Staaten in der allgemeinen Kirche. Diese Gedanken hatten lange gleichsam geschlummert, seit Gregor VII. traten sie übermächtig hervor. Ein verwegener Idealismus regierte damals die Kirche; er schuf sich in neuen Mönchsorden ein schlagfertiges Heer, er wirkte unwiderstehlich auf weite Kreise der Laienschaft hinüber, und er untergrub dort den Glauben an die innere Berechtigung der Kaiserpolitik. Freilich erreichte dieser Idealismus keineswegs sein Ziel, weil er von der menschlichen Natur unmenchliches verlangte, und sein erster großer Vorstoß auf die Grundlagen der deutschen Reichsverfassung ist einfach abgeschlagen worden. Das Konkordat von Worms 1122, mit dem er endete, war durchaus kein Sieg der Kirche, sondern ein Ausgleich, der dem deutschen Königtum das Wesentliche des Investiturrechts ließ, und der mächtige Anlauf des Papsttums im zweiten Kreuzzuge, unter seiner Führung die Wehrkraft des gesamten Abend-

landes auf den mohammedanischen Orient und den slawischen Osten zu werfen, endete mit einer furchtbaren Niederlage und einer ungeheuren Enttäuschung. Nur deshalb gelang es Friedrich Barbarossa, das Verhältnis zwischen Königtum und Kirche auf der Grundlage des Wormser Konkordats wiederherzustellen.

Allein der mittelalterliche und namentlich der deutsche Staat litt gegenüber der Kirche an einer unheilbaren Schwäche. Er leistete für das Volk zu wenig, nichts als eine wahrlich sehr dürftige innere und äußere Sicherheit durch einen Rechtsschutz, der oft völlig versagte, und durch sein Waffenrecht gegen den Feind. Die Kirche dagegen umspannte mit ihren Heilmitteln das Leben jedes Einzelnen von der Geburt bis zum Tode, sie beherrschte die ganze Bildung der Zeit und die Kunstpflege, sie hielt allein die Armen- und Krankenpflege in ihrer Hand, sie verband damit vor allem in Deutschland eine ungeheure politische und wirtschaftliche Macht, sie zählte ihre ritterlichen Krieger nach Tausenden, ihre abhängigen Bauern nach Hunderttausenden und Millionen, sie war im Wirtschaftsbetriebe und in der Kolonisationsarbeit ein unerreichbares Vorbild, kurz sie durchdrang und umspannte mit tausend Wurzeln das ganze Leben des Volkes und stand sittlich und praktisch hoch über dem Staate. Wenn also das Papsttum den Kampf von neuem aufnahm, so hatte ihm das Kaisertum schlechterdings keine Idee entgegenzusetzen, die der kirchlichen irgendwie ebenbürtig gewesen wäre. Es wurde also mit zwingender Gewalt dazu gedrängt, das, was es nicht mit geistigen Waffen erreichen konnte, mit politischen und kriegerischen Mitteln zu erreichen, ein verhängnisvoller Fehlschluß, dessen Irrtümlichkeit sich schon daraus ergibt, daß die beste geistige Kraft des Papsttums gar nicht in Italien, sondern in Frankreich lag und Frankreich dem Kaisertume zu unterwerfen unmöglich war. Friedrich I. erwarb für sein Haus das Königreich Neapel (1187), um das Papsttum — oder vielmehr den Kirchenstaat — von Norden und Süden her zu umschließen, es politisch matt zu setzen. Seitdem ging die ganze hohenstaufische Politik darauf aus, mit vollem Nachdruck Friedrich II., die beiden Hälften der Halbinsel politisch zu verbinden, d. h. den italienischen Nationalstaat unter hohenstaufischer Führung herzustellen. Es war die letzte, äußerste Folgerung aus dem Grundgedanken der Kaiserpolitik. Damit aber wurde der unvermeidliche Gegensatz zwischen Papst und Kaisertum auch unverföhnlich. Denn wenn noch heute, wo die römische Kirche ihre politische Macht, ihren Territorialbesitz überall verloren hat, das Papsttum dem italienischen Nationalstaate in ungebrochener Feindschaft gegenübersteht, so meinte es damals mit weit besserem Rechte, so gut wie die deutsche Kirche, einer ausgedehnten weltlichen Herrschaft als Grundlage seiner Selbständigkeit nicht entbehren zu können. Niemals also konnte es den neuen Grundgedanken der staufischen Politik annehmen. Vielmehr rief es, um seine Verwirklichung zu verhindern, alle Kräfte des Widerstandes gegen die Monarchie

ins Feld, die Lombardenstädte, die deutschen Fürsten und Bischöfe. Die Lombarden fochten jetzt um die Vollendung ihrer städtischen Souveränität, die sich mit einer irgendwie wirksamen monarchischen Gewalt nicht mehr vertragen, die deutschen Fürsten verfolgten bereits eine rein dynastische Interessenpolitik, und die deutschen Bischöfe wollten die völlige Unterwerfung des Papsttums nicht zulassen, weil sie dann ihrer eignen Selbständigkeit nicht mehr sicher zu sein meinten. So verloren jetzt die Hohenstaufen die festeste Stütze der Kaiserpolitik: die deutschen Bischöfe, diese „Säulen des Reiches,“ wie sie noch Friedrich II. nannte, wichen aus ihren Stellungen. Demnach standen dem Kaisertum jetzt die ungeheuren Kräfte der deutschen Nation, mit denen es die Herrschaft über Italien errungen und bisher behauptet hatte, nicht mehr wie früher zur Verfügung, und während der Kampf Heinrichs IV. und Friedrichs I. ganz Deutschland aufgeregt hatte, schaute es jetzt dem Ringen Friedrichs II. fast gleichgiltig zu, denn nicht mehr um die Grundlagen der Reichsverfassung wurde gekämpft, sondern um die Territorialgestaltung Italiens.

Die alte Reichsverfassung begann sich aufzulösen. Zu helfen war ihr nur durch eine durchgreifende und umfassende Reform; diese aber war nur möglich, wenn es Friedrich II. verstand, die gewaltige wirtschaftliche, soziale und geistige Umwälzung, die sich seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in Deutschland mit großer Schnelligkeit vollzog, dem Kaisertume dienstbar zu machen.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts und vor allem seitdem sich Venedig zum Mittelpunkt des Handels mit dem Morgenlande gemacht hatte, war Deutschland in den Welthandel, in die Geldwirtschaft eingetreten. Die großen Straßen, die es früher umgangen hatten, führten jetzt mitten hindurch. Am Rhein, an der Donau und längs der Seeküste blühte mit überraschender Schnelligkeit das deutsche Bürgertum auf; es strebte nach Selbstverwaltung seiner besondern Angelegenheiten, wie hundert Jahre früher die oberitalienischen Städte, nach Befreiung von der veralteten, ungenügenden Verwaltung seiner geistlichen Grundherrn. Die Bischöfe, ihrer Städte nicht mehr sicher und mehr und mehr auf die Naturalleistungen ihres ländlichen Besitzes zurückgedrängt, vermochten den Reichsdienst in der alten Weise kaum mehr zu leisten und suchten sich daher mit verdoppeltem Eifer der noch übrigen königlichen Regalien zu bemächtigen. Im Ritterstande aber wuchs jene selbständige literarische Bildung von sehr weltlicher Färbung, die mit den kirchlichen Idealen wenig gemein hatte und die Alleinherrschaft der Kirche über die Bildung zerstörte. Es galt also offenbar, diese neu aufsteigenden Mächte in ein festes Verhältnis zur Reichsgewalt zu bringen, die Städte in den Reichsorganismus einzufügen, etwa wie in Italien, und die kaiserliche Verwaltung für die neuen Aufgaben neu zu gestalten. Ohne Zweifel war das im Rahmen der alten königlichen Wanderresidenz, die von Pfalz zu Pfalz, von Bischofshof zu Bischofshof zog, gar nicht möglich. Denn eine verwickelte Verwaltung kann nicht

wesentlich mündlich, sie muß schriftlich geführt werden und bedarf eines festen örtlichen Mittelpunktes, einer Hauptstadt. Bisher hatte die einfache, auf Rechtssprechung, Gutsverwaltung und kriegerischen Unternehmungen beruhende Reichsregierung wesentlich nur mündlich verhandelt und sich der Schrift fast nur zur Ausstellung von Schenkungsurkunden bedient, ein Reichsarchiv gab es kaum. Die Kirche war auch in dieser Beziehung dem Staate weit überlegen gewesen; sie hatte feste Mittelpunkte für ihre ausgedehnte Güterverwaltung geschaffen, in weitem Umfange die Schrift angewendet und ihre Urkunden sorgfältig gesammelt, zuweilen auch unbedenklich durch gefälschte vermehrt. Sie hätte der Reichsregierung also zum Vorbilde dienen können. Allein die Hohenstaufen vermochten nicht die rechte Stellung zu dieser vielgestaltigen Bewegung zu finden, und gewiß nur ein genialer, wahrhaft deutscher Staatsmann hätte das vermocht. Friedrich II. aber war kaum das erste, sicherlich nicht das zweite; er war ein Sizilianer von halbarabischer Bildung, den Deutschen ein Fremder, der von den 56 Jahren seines Lebens nur etwa zehn in Deutschland zugebracht und den Schwerpunkt seiner Macht immer im sizilischen Königreiche gesucht hat. Wer aber könnte an der ausschlaggebenden Macht großer Persönlichkeiten bei großen entscheidenden Wendungen im Geschicke eines Volkes zweifeln, der sich vergegenwärtigt, was aus Deutschland trotz alles Drängens und Sehns nach Einheit geworden wäre ohne Kaiser Wilhelm I. und Bismarck? Genug, in einer der schwersten Krisen seiner Geschichte war dem deutschen Volke eine solche Persönlichkeit versagt.

Die Hohenstaufen suchten die städtische Bewegung, soweit sie sich gegen die Bischöfe richtete — also ihre Hauptäußerungen —, niederzuhalten, und Friedrich II. gewährte im Gedränge des Thronkrieges nicht nur den Bischöfen, sondern auch den weltlichen Fürsten weitgehende Hoheitsrechte auf Kosten der königlichen Gewalt; er hat sie bereits als „Landesherrn“ bezeichnet. Er gewann sie damit doch nicht wirklich auf die Dauer für sich, denn er stellte sie so unabhängig, daß es völlig in ihrem Belieben lag, ihn zu unterstützen oder nicht. Die Ritterschaft aber, die vor allem sein Großvater Friedrich Barbarossa zu einer starken Stütze der Reichsverwaltung gemacht hatte, stieß der Entel von sich, indem er sie aus ihren Stellungen erst in Sizilien, dann auch in Oberitalien verdrängte und das deutsche Burgenystem dort aufgab. Indem somit das Kaisertum zugleich alle Kräfte des Widerstandes gegen sich entfesselte und sich die deutsche Nation entfremdete, verlor es die Macht, seinen Willen durchzusetzen. Im verzweifeltsten Ringen starb Friedrich II. 1250 fern von der deutschen Heimat, sein Haus ging jammervoll zu Grunde, Neapel fiel den französischen Anjou, und Oberitalien löste sich in eine Anzahl sich grimmig befehdender und im eignen Innern zwiespältiger Stadtstaaten auf, ohne jemals zu irgend einer nur halbwegs befriedigenden gemeinsamen Ordnung zu kommen.

Gescheitert also ist schließlich die Kaiserpolitik; in Italien blieb nur der Name des Kaisertums übrig.

Welche Folgen hat sie nun für Deutschland gehabt? Ohne Zweifel hat sie die alte Reichsverfassung nicht gerade aufgelöst, aber das Königtum ist nach dem Ende der Hohenstaufen so herabgekommen, daß es die Nation nicht mehr beherrscht, sondern nur noch repräsentiert. Wodurch aber ist das herbeigeführt worden? Nicht dadurch, daß die Kaiser etwa allzulange von der deutschen Heimat abwesend gewesen wären und die Kräfte Deutschlands andern und wichtigeren Aufgaben entzogen hätten. Das erste trifft nur bei einigen Kaisern zu, und was das zweite anlangt, so haben die Deutschen in derselben Zeit noch die unermesslichen Kräfte besessen, sich die Slawenlande bis an den finnischen Meerbusen zu unterwerfen und ihrem Handel den Norden und Osten zu erobern, Leistungen, denen die stolze Gegenwart nichts entsprechendes an die Seite zu stellen hat. Auch kann man den Kaisern kaum den Vorwurf machen, daß sie die Erblichkeit der Krone nicht festzustellen vermocht hätten. Die deutsche Königskrone ist ja in drei großen Geschlechtern erblich gewesen und innerhalb dieser sogar mehrmals auf unmündige Knaben übergegangen; wirkliche Königswahlen sind nur dann vorgekommen, wenn das regierende Geschlecht oder die regierende Linie ausgestorben war, im ganzen von der Erhebung Heinrichs I. bis auf Friedrich II., also in etwa dreihundert Jahren bei einer Zahl von sechzehn Königen nur siebenmal. Eine gesetzliche Feststellung der Erblichkeit lag der germanischen Auffassungsweise ganz fern und ist auch für die großen Reichsämter niemals erfolgt, ebensowenig wie in Frankreich und England, wo sich ja ein trotzdem erbliches Königtum ausgebildet hat. Das verdanken aber beide Länder der Langlebigkeit ihrer Dynastien. Von den drei großen deutschen Kaisergeschlechtern hat keines viel über hundert Jahre bestanden, und keiner von allen diesen Herrschern hat ein besonders hohes Alter erreicht. Es ist, als ob die ungeheure Anspannung, die ihre Stellung erforderte, ihre Lebenskraft rasch aufgezehrt hätte. War dies aber der Fall und waren die feindlichen Kräfte, mit denen sie zu ringen hatten, stärker als anderswo, dann würde auch die gesetzliche Feststellung der Erblichkeit, die der schon in römisch-rechtlichen Anschauungen lebende Heinrich VI. beabsichtigte, wenig geholfen haben.

Die entscheidenden Gründe liegen also wo anders, sie liegen in dem Verhältnis des Königtums zur Kirche, dieses aber war, wie gesagt, in der ganzen Kultur Deutschlands begründet. Weil es der Krone unmöglich war, die Reichsverfassung auf den Laienadel zu gründen, begründete es sie auf die Kirche und folgerichtig auf das römische Kaisertum. Aber die Kirche ließ sich auf die Dauer nicht völlig in den Reichsorganismus einfügen, eben weil sie die Kirche war, und so verbündete sich das Papsttum immer und immer wieder mit dem unwüchsigsten deutschen Partikularismus, den der Laienadel vertrat; das Kaisertum aber versuchte ihn schließlich dadurch unschädlich zu machen, daß es ihm alles

gewährte, was er forderte, und machte ihn dadurch unüberwindlich. So führte das, was ursprünglich zur Sicherung der Reichsverfassung hatte dienen sollen, in verhängnisvollem Kreislaufe zu ihrem Verderben.

Unaufhaltsam hat sich dann seit dem Falle der Hohenstaufen bis 1806 die völlige Auflösung des deutschen Reiches vollzogen. Jener Bund zwischen Kaisertum und Kirche dauerte fort; auch in den spätern Jahrhunderten bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 waren die besten Stützen des Kaisertums die geistlichen Fürsten. Noch einmal, im entscheidungsvollsten Augenblicke der deutschen Geschichte, ist diese uralte Verbindung der Nation zum Verhängnis geworden. Als sich unter Luthers Zauberwort der deutsche Geist von Rom löste, da fand das Kaisertum, das mit der römischen Kirche so eng verbunden war, im rechten Augenblicke nicht den Entschluß, sich auf rein nationalen und weltlichen Boden zu stellen. Karl V., ein Fremder, wie einst in ähnlicher Lage Friedrich II., versagte sich der deutschen Bewegung und trat in den Kampf gegen sie ein. Da sie doch mindestens einen halben Sieg erfocht, so vollzog sich damit zwischen der Mehrheit der Nation und ihrem alten Kaisertume der innere Bruch; im dreißigjährigen Kriege wurde der deutsche Kaiser des deutschen Volkes Todfeind und ein fremder König der Retter, der Heiland der protestantischen Deutschen. Eine Reorganisation der Reichsverfassung auf der alten Grundlage war demnach unmöglich.

Doch eben die „konstituirte Anarchie,“ jene *confusio divinitus conservata*, die seit dem Ausgange der Hohenstaufen die Verfassung Deutschlands vorstellte, jene wunderbare Reichsverfassung, in der sich alle Kräfte unsers Volkes gegenseitig lähmten, sie ermöglichte die Ausbildung der Mächte, durch deren Zusammenwirken sich allmählich die Grundlagen einer neuen Ordnung bildeten, des Protestantismus, der einzelfürstlichen Selbständigkeit und des stärksten, leistungsfähigsten Bürgertums, das das Abendland außerhalb Italiens hervorgebracht hat. Ein starkes Kaisertum hätte das alles nicht aufkommen lassen. Diesen drei Voraussetzungen aber verdanken wir die Eigenart und die wunderbare Dichtigkeit unsrer Kultur, die wir nicht missen mögen. So ist aus der Auflösung des alten Reiches neues Leben emporgekeimt. Freilich um teuern Preis wurde es erworben, um den Preis jahrhundertelanger Zerrissenheit und Ohnmacht.

Und wenn wir fragen: Woher kamen denn die sittlichen Kräfte, die allmählich diese schimpflichen Zustände überwunden haben? so entdecken wir mit Erstaunen: sie flossen zum guten Teile aus einem ganz bestimmten Ideale, und dies Ideal war die Kaiserherrlichkeit des Mittelalters.

Denn in diesen gewaltigen und in ihren Einzelerfolgen fast immer siegreichen Kämpfen im Süden der Alpen erwuchs in den leitenden Ständen des deutschen Volkes ein starkes Gefühl nationalen Stolzes. Es war in der That nichts kleines, daß deutsche Könige über die ewige Roma herrschten, daß sie

die anerkannt vornehmste Krone der Christenheit trugen, daß deutsche Bischöfe, Fürsten und Ritter in italienischen Städten geboten, daß deutsche Staatsmänner die Politik eines mitteleuropäischen Reiches von so weltumspannenden Gesichtspunkten aus leiteten, wie sie auch heute kaum großartiger gefaßt werden können. Damit war ein unverwiltlicher Schatz großer Erinnerungen gewonnen, und ein solcher Schatz des Ruhmes ist kein totes, sondern ein verbendes Kapital. Auch in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung wurde es niemals ganz vergessen und auch von den Fremden niemals grundsätzlich bestritten, daß der römische Kaiser deutscher Nation der vornehmste Herrscher der Welt sei, und daß das Volk, dem er angehörte, das Anrecht habe auf eine große Stellung. Erst die durch und durch unhistorische Betrachtungsweise der „Aufklärung“ des achtzehnten Jahrhunderts brachte das alte Ideal in Vergessenheit und erzeugte jene weit-herzige, aber auch verschwommene unklare Weltbürgerlichkeit, für die der Begriff des Vaterlandes in nebelhafter Ferne verdämmerte, und die es mit stumpfer Gleichgiltigkeit hinnahm, wie das linke Rheinufer mit all seinen prangenden Städten voll Denkmälern mittelalterlicher Größe an Frankreich fiel und das heilige tausendjährige Reich jämmerlich zu Grunde ging.

Da, als es zu Ende war mit aller Kaiserherrlichkeit, als sich ein fremder Eroberer die Krone Karls des Großen aufs Haupt gesetzt hatte, als sehr kluge und sehr gebildete Deutsche in ihm den Nachfolger der Karolinger sahen und den blutigen, selbstüchtigen Usurpator als den Heiland einer neuen Zeit auch für Deutschland verehrten, da vertiefte sich eine kleine Gruppe deutscher Männer in die vaterländische Vergangenheit und fand dort in der mittelalterlichen Kaiserzeit den Schatz nationaler Größe, an dem sie sich wieder emporrichteten zu dem Glauben, daß sich diese Nation trotz alledem wieder aufrichten werde zu alter Herrlichkeit. Denn die letzten fünf oder sechs Jahrhunderte boten den Deutschen so gut wie keine gemeinsamen nationalen Erinnerungen, sondern nur das Bild fortgesetzter innerer Kämpfe, deren tiefern Sinn damals niemand verstehen konnte; die einzige Zeit, aus der sich das Ideal eines starken, einigen deutschen Reiches entnehmen ließ, war in der That die Kaiserzeit des Mittelalters. Es war deshalb durchaus folgerichtig, wenn auch die Gegenwart für das Oberhaupt des neuen deutschen Reiches, das allerdings nur ein Nationalstaat sein will, jenen stolzen Titel wieder aufnahm.

